

Zeitschrift:	Zivilschutz = Protection civile = Protezione civile
Herausgeber:	Schweizerischer Zivilschutzverband
Band:	11 (1964)
Heft:	3
Artikel:	Erfahrungen und Erlebnisbericht aus den Kriegsjahren in Nürnberg im Hinblick auf den Zivilschutz
Autor:	Soltermann, W.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-365306

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erfahrungen und Erlebnisbericht aus den Kriegsjahren in Nürnberg im Hinblick auf den Zivilschutz

Dr. W. Soltermann

Als ehemaliger Auslandschweizer verbrachte ich die Kriegsjahre 1939 bis Ende 1943 in Nürnberg. Ergänzende Angaben über die Zeit bis Kriegsende erhielt ich von meinen Eltern und Schwiegereltern.

Organisation in der Hausgemeinschaft

Die Bewohner eines Hauses bildeten eine Hausgemeinschaft. Sie sei am Beispiel unseres eigenen dreistöckigen Hauses erklärt. Unsere Hausgemeinschaft bestand zu Beginn des Krieges aus 11 Frauen und 9 Männern. 7 Wehr tüchtige waren bereits an der Front. Später änderte sich dies insofern, als 2 Facharbeiter bei jedem Fliegeralarm in die Fabrik zur Fabrikwehr mussten. Ein weiterer der 9 Männer wurde noch zum Frontdienst eingezogen und ein über 70jähriger musste sich bei jedem Alarm als Hilfspolizist auf der Polizeiwache melden. Ausser uns Ausländern (meinem Vater, meinem Bruder und mir) hatte es also dann nur noch einen 84jährigen Mann und einen 76jährigen Invaliden, dem vor Jahren beide Beine amputiert worden waren und der bei jedem Fliegeralarm in den Keller getragen werden musste. Auch die Frauen wurden im letzten Drittel des Krieges zur Fabrik- und Büroarbeit aufgeboten und mussten teilweise bei Fliegeralarm in die Betriebe, um dort helfen zu können.

Wir waren im Vergleich zu anderen Hausgemeinschaften sehr gut versorgt und wurden auch entsprechend oft von Nachbarn zu Hilfe gerufen. Zwei Frauen der Hausgemeinschaft waren als «Laienhelperinnen» (Samariterinnen), zwei andere als «Hausfeuerwehren» ausgebildet worden. Mein Bruder und ich sollten «Meldeläufer» sein und mein Vater als Hausbesitzer war «Hausluftschutzwart» mit Polizeigewalt im Hause und hatte den Einsatz zu befehlen.

Diese Chargen wurden im Ernstfalle nicht genau eingehalten. Jeder, der Mut hatte, half eben dort, wo es nötig war. Wir haben es auch nur einmal versucht, Meldeläufer zu spielen, da wir bald einsahen, dass es gar keinen Sinn hatte. Die Feuerwehr, die wir von einem Hausbrand verständigten, oder die Sanitätsko-

lonne, der wir von Verletzten Meldung erstatteten, konnten solche einzelne Angaben nicht berücksichtigen. Sie fuhren von ihrem Standort bis zum Rande des nächstgelegenen Katastrophengebietes und begannen dort mit ihrer Hilfe. Wer erreicht wurde, hatte Glück, die anderen mussten sehen, wie sie sich selbst helfen konnten.

Die allgemeine Zusammenarbeit war gut. Meistens bekämpften mehrere Hausgemeinschaften zusammen einen Brandherd und evtl. neugierige Gaffer wurden schnell von den aufgeregten Geschädigten gewaltsam in die Rettungsaktion eingegliedert.

Die Mutigsten, Jüngsten und Wenigsten waren beim Brandherd und bekämpften ihn mit Wassereimern und mit Handfeuerspritzen. Andere bildeten Eimerketten, die oft nicht nur vom Brandherd bis in den Keller, sondern oft ganze Strassenzüge bis zum nächsten Löscheich lang waren. Die älteren Leute oder auch die weniger Mutigen liessen im Keller die Eimer vollaufen, solange noch Wasser aus den Leitungen kam. Wenn während eines Angriffs da oder dort eine Hauptwasserleitung getroffen worden war und in hunderten von Häusern die Hähne für Löschzwecke aufgedreht wurden, floss mitunter nur noch im Keller etwas Wasser und manchmal versiegte es vollkommen.

Ein Beispiel soll zeigen, was eine Hausgemeinschaft allein erreichen konnte. Bei einem Angriff löschten wir in unserem Anwesen 21 Stabbrandbomben innerhalb der ersten 5 Minuten, noch bevor die zusätzlich eingegebauten Sprengladung zur Explosion kommen konnte.

5 Brandherde konnten in einer halben Stunde mit Erfolg bekämpft werden, obwohl z.T. bereits Möbel und Dachbalken lichterloh brannten. Mit mehreren Hausgemeinschaften zusammen löschen wir anschliessend ein Nachbarhaus, dessen oberste 3 Stockwerke in hellen Flammen standen. Schliesslich mussten wir in der gleichen Nacht noch in einem anderen Haus helfen, dessen 3. und 4. Stock brannten. Später löschten wir noch einen Etagenbrand im dritten Stock eines weiteren Nachbarn. Alle Feuerherde wurden mit Wassereimern und Handfeuerspritzen bekämpft. Die eigentliche Feuerwehr

war nicht erschienen. Diese sah ich nur einmal in all den Jahren in unserer Nähe. Sie war immer an anderen Orten und bei wichtigeren Objekten voll im Einsatz.

Das sofortige Löschen von Stabbrandbomben, die auf Strassen, Plätzen und in Höfe gefallen waren und eigentlich keinen Schaden angerichtet hatten, war aus verschiedenen Gründen sehr wichtig. Sie explodierten etwa 5 Minuten nach der Zündung, richteten dadurch Splitterschäden an und gefährdeten die in der Umgebung bei Löscharbeiten tätigen Personen. Jede Brandbombe war überdies eine Lichtquelle für weiterhin anfliegende Maschinen. Meistens war es ja so, dass die Flieger vom heftigen Abwehrfeuer und von Nachtjägern während des ganzen Anflugs gestört wurden. Befanden sie sich dann endlich über der Stadt, die als Ziel bestimmt war, so liessen sie einfach die Last fallen und waren froh, wieder kehrtmachen zu können. Diesen Eindruck hatten wir, die diesem Bombenregen ausgesetzt waren, ganz allgemein. Von gezielten Abwürfen konnte keine Rede sein, wenigstens nicht, solange die Alliierten noch nicht die Luftherrschaft besasssen und noch ausschliesslich Nachtangriffe flogen. Für neu anfliegende Verbände bedeuteten die entstandenen Brände das Ziel schlechthin. Sie warfen dann in und um den Brandherd herum ab. So trachtete alles, durch die Erfahrung gewitzigt, daran, wenigstens bei kleineren Angriffen, wenn dies noch irgendwie möglich war, die ausbrechenden Brände so rasch wie möglich zu löschen.

Was hatten wir in der Hausgemeinschaft für Vorkehrungen getroffen?

Der Estrich war vollständig geräumt. Alle Holzgitter wurden weggerissen und der Holzboden dick mit Sand bestreut. Hier, im Keller und auf jeder Etage standen ständig 1 bis 2 Eimer und alle irgendwie verfügbaren Wannen mit Wasser, die von den Hausbewohnern zur Verfügung gestellt werden mussten. Auch die Badewannen liess man vollaufen. Ueberall befanden sich Kisten und abgefüllte Papiersäcke mit 1 bis 2 kg Sand. Ausserdem hatten wir als Re-

serve in einer Ecke des Hofes einen grossen Sandhaufen angelegt.

Im Keller hatte es eine Apotheke mit möglichst viel Verbandmaterial, sauberen Tüchern, evtl. Bettüchern. Jede Hausgemeinschaft musste dies selbst anschaffen.

Bei jedem Fliegerangriff legten wir uns nasse Lappen bereit, die wir dann bei Einschlägen in der Nähe um Mund und Nase banden. Durch die Erschütterung der Erde rieselte feinstes Staub aus allen Ritzen und die Luft war oft längere Zeit derart «dick», dass man seinen Nebenmann nicht mehr erkannte. Die Apotheke, die wegen dieser Staubentwicklung besonders dicht schliessen musste, war fest an der Wand angemacht worden, nachdem sie beim ersten Einschlag einer grösseren Bombe in der Nähe in hohem Bogen in eine der bereitgestellten Wasserwannen geflogen war.

Wer noch das Glück hatte, eine sogenannte Volksgasmasken zu bekommen, nahm sie mit in den Keller. Gleicher galt für den Luftschutzhelm.

Jeder Schutzraum musste einen Notausstieg haben. Da unser Haus allein stand, vergrösserten wir ein Kellerfenster zum Notausstieg nach Westen, durchbrachen die Mauer in die Waschküche nach Osten, die ihrerseits ein grosses Fenster nach aussen hatte. Einen dritten Notausstieg liessen wir nach Süden graben. Dieser mündete ins Nachbarhaus und war mit einer einfachen Backsteinmauer verschlossen, die mit ein paar Schlägen schnell durchbrochen werden konnte. Der Gang war über 8 Meter lang. In den späteren Kriegsjahren waren die Keller ganzer Strassenzüge auf diese Weise miteinander verbunden. Es war oft der einzige Weg, der für Eingeschlossene Rettung brachte.

Im eigenen Keller hatten wir ferner immer Lebensmittelvorräte für einige Tage, um bei Verschüttung und temporärer Abschnürung von der Aussenwelt versorgt zu sein. Wir hatten Werkzeuge bei uns wie Stemmeisen, Schaufel, Pickel, Haken usw. Auch ein starkes Seil gehörte zu unserer Ausrüstung. Manches Leben konnte dadurch gerettet werden, da oft bei eingestürzten Häusern nur noch der Kamin emporragte und ein mutiger Ueberlebender darin hochklettern konnte. Evtl. mussten auch die übrigen Eingeschlossenen auf diese Weise nach oben gezogen und aussen herabgelassen werden. Wir hatten natürlich Kerzen bei uns, brannten sie aber nur selten an. Sie waren Sauerstoffverbraucher. Das elektrische Licht versagte zwar meist kurz nach Angriffsbeginn, doch half man sich mit Taschenlampen, solange man noch Batterien bekam. Später bastelten

wir eine Leitung, schlossen sie an einen Velodynamo an und erleuchteten mit mehreren 6-V-Birnchen den Keller. Abwechselnd musste dann jemand in die Pedale des auf Pflöcken gestellten Fahrrads treten.

Wie schon erwähnt, kaufte jeder, solange noch vorrätig, eine Volksgasmasken und einen Stahlhelm. Bei der Rauchentwicklung durch die Brände leistete erste beste Dienste, und der Helm schützte vor manchen stürzenden, brennenden Balken oder vor Funkenflug in die Haare.

Im Keller hing ein genauer Plan von den Nachbarhäusern der unmittelbaren Umgebung, so dass man genau wusste, wo dort die Notausstiege waren und wo im Falle einer Verschüttung gegraben werden musste. Man hatte auch eine Liste der Personen, die bei den Nachbarn im Keller waren, und wusste genau, ob die Leute im Keller blieben oder bei Alarm einen der öffentlichen Grossbunker aufsuchten. Jeder wusste genau, wo der nächste «Löscheich» war. Ueberall auf Plätzen und in Grünanlagen wurden derartige Basins gebaut, aus denen die Leute bei Wassermangel das Löschwasser holen konnten.

Am Ende jeder Strasse war meist mit weisser Farbe oder teilweise auch mit Leuchtfarbe angeschrieben, wo sich die nächste Rettungsstelle befand, bzw. der nächste Sammelraum. Ueber den Notausstiegen wurde in den späteren Jahren ein mehrere Meter langer, senkrecht aufsteigender weisser Strich und darüber NA (Notausstieg) an die Hausmauer gemalt.

Alle nicht ganz massiven Keller wurden gestützt und die Stützbalken massiv verstrebten. Lose aufgestellte, nur zwischen Decke und Boden des Kellers eingeklemmte Balken stürzten bei den ersten nahen Einschlägen um.

Bekannte verabredeten gegenseitig, sich nach einem Angriff zu «besuchen» und nachzusehen, ob es etwas zu helfen gab. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr musste man sich selbst und gegenseitig helfen, da immer weniger Handwerker vorhanden waren und immer weniger Mittel zur Verfügung standen. Wir lernten in dieser Zeit die zerschlagenen Fenster selbst einzuglassen, Mauerlöcher zu flicken, Dächer zu decken, Kamine zu reinigen usw. Alles ging, wo der gute Wille vorhanden war.

Die mit verschiedenen Chargen betrauten Personen erhielten regelmässig Kurse durch Block- und Quartierleiter; die Laienhelperinnen in Erster Hilfe, die Hausfeuerwehren in der Brandbekämpfung (praktisch nur Frauen). Man konnte bei den ersten Angriffen noch viel zu wenig. Das meiste lernte man dadurch, dass

man es das erstmal falsch machte. Zu Beginn des Krieges, als noch selten Flieger bis Nürnberg durchstossen, hatte man noch genügend Zeit für Kurse, und mindestens monatlich einmal waren in einem Schulhaus Uebung und Demonstration. Doch wurde alles zu leicht genommen. Mancher hat diese Interesslosigkeit mit dem Leben bezahlen müssen.

Sanitätsdienstliche Organisation ausserhalb der Hausgemeinschaften

Kommando:

In Nürnberg-Fürth war bei der örtlichen Leitung ein LS-San.-Einsatzstab eingerichtet, den der Leiter des Polizei-Krankenhauses, also ein Polizeiarzt, kommandierte und dem noch zwei praktizierende Aerzte als Vertreter und Berater zugeteilt waren. Diesem Einsatzstab oblag die Organisation und Schulung des LS-San.-Dienstes, ferner die Leitung des Einsatzes bei — bzw. nach Angriffen. Er hatte auch bei Verlusten an Personal und Material für Ersatz zu sorgen.

Befehlsstand: (Polizei-Abschnittstab)

Ueber das ganze Stadtgebiet verteilten sich total vier Befehlsstände (Polizei-Abschnittsstäbe). Jedem war ein Arzt zugeteilt, der sich bei Voralarm oder Alarm sofort einzufinden hatte. Diese Abschnittsärzte versahen ausserhalb der Alarmzeit ihre Praxis. Ihnen unterstanden sämtliche LS-Aerzte ihres Abschnittes, ferner die Formationen, von denen später noch die Rede sein wird. Die Abschnittsärzte waren dem leitenden LS-Arzt bei der örtlichen Leitung (Polizeiarzt, s. o.) für die stete Einsatzfähigkeit ihrer Kräfte voll verantwortlich. Entsprechende Befehle, Anordnungen usw. erhielten sie von der örtlichen Leitung des San.-Dienstes.

Formationen:

Schon in Friedenszeiten gab es in Nürnberg-Fürth die sogenannte Rotkreuzkolonne, die mit der hiesigen Sanitätspolizei zu vergleichen ist. Sie besorgte im Frieden den Transport der Kranken und Unfallverletzten ins Spital und delegierte einen Sanitäter an sportliche Veranstaltungen, ins Theater, an den Bahnhofssanitätsposten usw. Während des Krieges waren ihr Sanitätsbereitschaften von etwa 75 Mann angeschlossen (Nürnberg-Fürth hatte 6 solcher Sanitätsbereitschaften). Führer dieser Einheit war ein Arzt, der 1 bis 2 Stellvertreter hatte. Das Personal bestand aus geeigneten Personen wie Heilpraktikern, Coiffeuren und hauptsächlich ehemaligen Sanitätlern. Mei-

stens handelte es sich um ältere Jahrgänge. Die Leute waren in geeigneten Räumen untergebracht, waren mit den nötigen Motorfahrzeugen und allem für den Kranken- und Verwundetentransport erforderlichen Material versehen. (Verbandzeug, Schienen, Tragbahnen usw.).

Rettungsstelle:

Innerhalb jeden Polizeibezirks befand sich meist im Kellergeschoss eines Schulhauses eine Rettungsstelle (für Nürnberg-Fürth total 31 Rettungsstellen). Ausgerüstet waren sie mit Betten und reichlich Sanitätsmaterial. Leiter jeder Rettungsstelle war ein dienstverpflichteter Arzt, der sich bei Alarm sofort auf die Hilfsstelle begeben musste. Auch er hatte 1 bis 2 Stellvertreter. Es standen ihm 6 bis 8 meist weibliche im Sanitätsdienst ausgebildete Helfer zur Seite, die ebenfalls dienstverpflichtet waren und sofort bei Alarm oder Voralarm auf die Rettungsstellen eilten. Transporte von Kranken, Verletzten und Gefallenen führten die vorerwähnten Rotkreuzkolonnen und die Sanitätsbereitschaften durch. Für Ueberführung nach auswärtigen sogenannten Hilfsspitalern waren Reise- und Stadtomnibusse als Krankentransportwagen umgebaut worden, die ebenfalls von der Rotkreuzkolonne gefahren wurden. Die eigentlichen Krankenhäuser hatten keine eigenen Fahrzeuge.

Aerzteproblem:

In Nürnberg-Fürth standen während des Krieges etwa 50 % der Aerzte aller Fachgebiete zur Verfügung. Sie waren ausreichend. Natürlich herrschten vor allem die älteren Semester vor. In den Krankenhäusern und Hilfsspitalen stand ein weit höherer Prozentsatz an Aerzten zur Verfügung. Hier hatte es auch jüngere Fachkräfte, besonders Chirurgen, für die schon vor dem Krieg — wie in der Industrie für besondere Facharbeiter — u. k.-Antrag (unabkömmlig) gestellt worden war. Die nicht in Krankenhäusern beschäftigten, für den Luftschutz verpflichteten Aerzte übten während der angriffsfreien Zeit ihre Privatpraxis aus. Bei Fliegeralarm eilten sie, wie schon erwähnt, zu ihren Dienststellen. (San.-Bereitschaften, Rettungsstellen, Abschnittsbefehlsständen). Sie verblichen dort, wenn kein Angriff stattfand, bis zur Entwarnung und nach Angriffen, so lange ihre Anwesenheit erforderlich war.

Im Laufe des Krieges wurden öfters jüngere Aerzte eingezogen und durch ältere oder nicht mehr kriegsverwendungsfähige Aerzte ersetzt.

Retrospektive Beurteilung des Wertes der Luftschutzorganisation

Nach grösseren Angriffen war es oft sehr schwierig, zu den Verunglückten zu gelangen. Meist musste man sich darauf beschränken, vom Randgebiet einer Grossschadenstelle aus die Hilfe gegen das Zentrum langsam vorzutreiben. Den dort unter der Leitung eines Polizeioffiziers errichteten Befehlsständen, die den Einsatz von Löschkräften, Instandstellungs- und Bergungsdienst (meist ehemalige Pioniere) koordinierten, gelang es meist schnell, die Verletzten zu bergen. Diese mussten in der Regel grössere Strecken getragen werden, da die Strassen unpassierbar waren. Schwieriger war die Bergung von Verschütteten, weil dort wegen Gefährdung der Einsatzkräfte die Arbeiten nur sehr langsam vorangetrieben werden konnten.

Die einzelnen Befehlsstände handelten offiziell auf Befehl, praktisch aber selbstständig. Bei grossen Angriffen waren fast immer alle Verbindungen zur örtlichen Leitung unterbrochen. Hier bewährten sich die jugendlichen Melder im Alter von 14, 15 und 16 Jahren. Ohne sie wäre man manchmal überhaupt nicht zurechtgekommen. Immerhin verging viel kostbare Zeit, bis sie durchkamen, da oft grosse Stadtteile vollständig unpassierbar waren.

Trotz der Dezentralisierung (Rettungsstellen, Krankenhäuser und Hilfsspitalen), ging der Abtransport der Verwundeten fast ausnahmslos recht schnell vonstatten. Der freiwillige Einsatz privater Motorfahrzeuge bewährte sich vortrefflich und leistete unschätzbare Dienste. Von den weniger schwer Verletzten mögen sich etwa 20 bis 30 % zu Fuss selbst in nahegelegene Rettungsstellen oder in ein Krankenhaus begeben haben.

Die weiter entfernt gelegenen und von der Stadt Nürnberg eingerichteten Hilfskrankenhäuser erwiesen sich als sehr zweckentsprechend. Dadurch war es möglich, die städtischen Krankenhäuser nach einem Luftangriff schnell zu entlasten und immer einsatzfähig zu halten.

Zu Beginn des Krieges standen Verbrennungen im Vordergrund, einerseits weil Brand- und Phosphorbomben in Ummengen abgeworfen wurden, andererseits weil die Bevölkerung damals noch bestrebt war, die Brände zu löschen. Später fielen vorwiegend schwere und schwerste Bomben, so dass es weit mehr Verschüttungen, Quetschungen, Brüche, Splitterverletzungen und Tote gab. Bevor die Leute aus den Kellern konnten, hatten sich in den späteren Kriegsjahren bereits riesige Flächenbrände entwickelt, bei denen nur noch im Randgebiet mit Aussicht auf

Erfolg gelöscht werden konnte. Hier gab es keine Verletzten mehr. Personen im Innern eines solchen Flächenbrandes verkohlt bis zur Unkenntlichkeit.

Die Gesamtverluste sind immer noch geheimgehalten. Im letzten Drittel des Krieges gab es Angriffe mit 1000 und 1500 Toten. Bei dem wohl grössten Angriff am 2. Januar 1945 waren es noch weit mehr. Wenn zu Beginn des Krieges die Zahl der Verletzten unverhältnismässig gross war, so deswegen, weil die grosse Menge der Bevölkerung die Gefahren einfach verkannte. Die ersten Angriffe müssen im Gegensatz zu späteren als fast harmlos bezeichnet werden. Die Leute wollten nicht in die Keller, sie wollten sich vielmehr das «Schauspiel» von der Strasse aus ansehen, so dass von der Polizei eigene Räumungsstreifen eingesetzt werden mussten, welche die Leute in die Keller zu schicken hatten. Wenn es dann zum Abwurf kam, gab es relativ mehr Verletzte als Tote. Viele Leute blieben damals auch in den Wohnungen und wollten nicht in die noch notdürftig und mit wenig Erfahrung ausgebauten Schutzkeller.

Später änderte sich dies grundlegend. Ununterbrochen wurde am Ausbau von Räumen mit weit grösserer Schutzwirkung gearbeitet. Die Bevölkerung war durch die Verluste im Freien gewarnt und suchte die Schutträume sofort auf. Mit Ausnahme der grossen Bunker und Luftschutzkeller unter Felsengebirgen konnten aber die meisten Keller den schweren und schwersten Bomben und Luftminen, die ein Gewicht bis 45 Zentner hatten, nicht standhalten. Sie wurden glatt durchschlagen oder eingedrückt. In einem solchen Keller gab es nur Tote.

Noch ein anderer Umstand führte zu Massengräbern. Durch Flächenabwurf von Brand- und Sprengbomben entstand in einem oder mehreren Stadtteilen ein in Fachkreisen als Feuersturm bezeichneter Grossbrand, bei dem die Hitze solche Grade erreichte, dass die Leute in den Luftschutzkellern verschmorten oder wegen des während des Brandes herrschenden Sauerstoffmangels erstickten. Dabei waren die Keller selbst nicht getroffen. Hier bewährten sich nur die öffentlichen Bunker und die in Felsen getriebenen Gänge, in denen Tausende von Menschen Platz finden konnten.

Bei kleineren Angriffen war die Mehrzahl der Spitalbedürftigen innerhalb von 1 bis 2 Stunden nach der Entwarnung versorgt, bei grösseren differierte diese Zeitspanne sehr. Manchmal gelang die Versorgung innerhalb weniger Stunden, sehr oft aber erst nach 12 bis 24 und mehr Stunden.

Nach den Erfahrungen der letzten grossen Angriffe ist die Verwendung von Motorfahrzeugen zu den Hauptschadengebieten, vor allem innerhalb derselben, nicht immer sofort möglich. Hier haben sich die Sanitätsbereitschaften, die aus einem Bereitstellungsräum mit Tragbahnen oder Handkarren zu Fuss ins Schadengebiet vordrangen, hervorragend bewährt. Die Motorfahrzeuge leisteten hingegen wertvollste Dienste für die weitere Versorgung nach den Spitätern und Hilfsspitätern der näheren und weiteren Umgebung.

Die Krankenhäuser der Stadt wurden nicht verschont. Nur die Dezentralisierung durch Hilfskrankenhäuser und Rettungsstellen verhinderte katastrophale Zustände. Es kann nicht genügend empfohlen, bzw. es muss zur Gewährleistung einer eingeräumten gesicherten Verletztenversorgung gefordert werden, rechtzeitig, d. h. schon in Friedenszeiten, in Krankenhäusern und dazu vorgesehenen Hilfsspitätern bombensichere Räume zu schaffen. Diese sollen vor allem betriebsbereit sein und bleiben und von Zeit zu Zeit regelmässig benutzt werden.

Als Illustration zu dieser Forderung kann ich ein trauriges Beispiel erwähnen. Im Jahre 1943 praktizierte ich als Famulus im städtischen Krankenhaus Nürnberg, und zwar in einem unterirdischen Bunker mit zwei Operationssälen und über 200 Betten. Er war für Schwerstkranken reserviert. Die Betten waren mit solchen Patienten belegt, die während eines Angriffes nicht erst in den Bunker transportiert werden konnten. Die übrigen Spitalinsassen wurden bei Vorwarnung in den Bunker gefahren und in den breiten Gängen abgestellt. Die Operationssäle waren lange betriebsbereit, blieben aber unbenutzt, da der normale oberirdische Operationstrakt bisher noch nicht beschädigt worden war. Allmählich holte man Stück für Stück aus den unterirdischen Operationsräumen weg und als schliesslich der oberirdische Operationstrakt einen Volltreffer erhielt, fiel das Spital für über 24 Stunden für die Verletztenversorgung aus. Was dies bedeutet, kann nur verstehen, wer einmal gesehen hat, wieviele Menschen auf chirurgische Hilfe warten und welche Menschenmassen sich aus allen Stadtteilen von einer Stunde auf die andere im Spital einfinden.

Der Luftkrieg aus dem Blickwinkel des einzelnen Bürgers

Wie empfand nun der einzelne Stadtbewohner während und nach einem Angriff, also wir in der Haugemeinschaft, die keinen Ueberblick

über die Grösse des Angriffs hatten, die natürlich meinten, am schwersten getroffen zu sein und auf Hilfe hofften, aber keine bekamen, die augenblickliche Lage? Es ist kurz gesagt: Wer nicht verstand, sich selbst zu helfen und die in den Kursen gegebenen Ratschläge zu verwirklichen, ging unter. Das Bild der Angriffe wandelte sich im Laufe des Krieges sehr und entsprechend auch die Reaktion der Bevölkerung. Zuerst kamen nur einzelne Störflugzeuge bis Nürnberg durch und warfen einige Spreng- und Brandbomben ab. Zu dieser Zeit funktionierte alles bestens. Verletzte wurden rasch versorgt, die Hausfeuerwehren zeigten, was sie gelernt hatten, alles half zusammen, aus den brennenden Häusern zu retten, was getragen oder aus den Fenstern geworfen werden konnte, und die Brände waren rasch gelöscht. Allmählich wurden die Angriffe grösser. Es kamen die sogenannten Pfadfinder, Flieger, die durch Abwurf verschiedenfarbiger Leuchtschirme und Leuchtbomben die Ziele markierten. Erst hinter diesen Pfadfindern kamen die eigentlichen Bomberverbände, die auf die bezeichneten Ziele abwarfen. Nicht selten trieb der Wind diese Markierungslichter ab, so dass Wohnquartiere anstelle der bezeichneten Fabrikgelände bombardiert wurden. Niedergehende Markierungslichter wurden natürlich so schnell wie möglich gelöscht. Die Flak verhinderte des weiteren die anfliegenden Maschinen am sorgfältigen Zielen, so dass im allgemeinen wahllos über dem Stadtgebiet abgeworfen wurde. Das Abwehrfeuer war lange Zeit als Störfeuer sicher sehr wirkungsvoll, auch dann noch, als die ausgebildeten Soldaten durch 14- bis 16jährige Burschen ersetzt wurden und gleichaltrige Mädchen die Scheinwerfer bedienten. Ich habe es am Gymnasium noch erlebt, dass die Lehrer am Tage zu den Geschützstellungen hinaus an den Strand fuhren, um den Schülern dort den Schulunterricht zu erteilen.

Nach den späteren Angriffen, als riesige Bombenteppiche gelegt wurden, als Hunderte von Flugzeugen über der Stadt abwarfen, ja, nach glaubwürdigen Angaben über tausend Maschinen in einer Nacht ihre tödbringenden Lasten abwarfen, dachte kaum noch jemand ans Löschen der entfachten Brände. Jeder versuchte sich selbst zu retten und aus den Häusern zu ziehen, was noch erreicht werden konnte: denn Ersatz gab es nicht mehr. Jeder half dem Nächsten, wenn er heil blieb, denn morgen war er vielleicht selbst froh über die Hilfe des Nachbarn. Diese durch die Not diktierte Kameradschaft war das einzige Positive in diesen furchtbaren Zeiten.

Während man bei kleineren Angriffen mehrmals das Haus nach evtl. Brandherden abgesucht hatte, blieb später alles im Keller, bis keine Einschläge mehr zu hören waren. Oft zwang das gegen den Keller vordringende Feuer die Hausbewohner, den Schutzraum noch während des Angriffs zu verlassen. Oft war es das Wasser, das aus einer geplatzten Röhre den Keller langsam füllte, oder das ausströmende Gas aus zerstörten Leitungen oder die flüssige brennende Masse der sogenannten Phosphorbrandbomben, die wie ein Lavastrom durch niedrig liegende Kellerräume oder die Kellertreppe herabfloss. Hier musste man durch den Notausstieg ins Freie oder durch Mauerdurchbrüche ins Nachbarhaus. Und dies oft mehrmals während eines Angriffes. Meine damalige Braut musste auf diese Weise, selbst am Kopfe verletzt, mit der schwer verletzten und bewusstlosen Mutter viermal das Schutzlokal wechseln und erlebte dann das Ende des Angriffs in einem öffentlichen Splittergraben. Es waren dies auf Plätzen und in Grünanlagen errichtete, zickzackverlaufende, nicht oder nur leicht gedeckte Gräben, die vor Splitterwirkung schützen. Bis sie von dort im nahegelegenen Spital, das normalerweise in etwa 20 Minuten zu Fuß erreichbar war, eintrafen, vergingen 14 Stunden! Mein Bruder fuhr damals nach dem Angriff mit dem Velo zu jener Familie, von der eben die Rede war. Wie schon eingangs erwähnt, verabredeten viele Leute, sich nach dem Angriff gegenseitig aufzusuchen, um, wenn nötig, helfen zu können. Er fand die Familie nicht mehr vor, und niemand konnte über ihr Schicksal etwas aussagen. Nach 3 Monaten erhielt ich hier in der Heimat, wohin ich inzwischen zurückgekehrt war, von unserem Schweizer Konsul die erste Nachricht, dass meine Braut und ihre Mutter leben und in ein Dorf, 30 km vor Nürnberg, evakuiert worden waren. In Nürnberg selbst wusste man noch immer nichts von ihrem Schicksal. So stark vermochte der Bombenkrieg die Organisation einer Stadt zu zerstören. Mein Bruder benötigte damals, als er diese Familie nach dem erwähnten Angriff suchte, für einen Weg, der normalerweise in 10 Minuten per Velo zurückgelegt werden konnte, über 4 Stunden.

Warum dies?

Wer kann sich ein Bild von einer Grosstadt machen, über der Tausende von Kilo Spreng- und Brandbomben während 45 Minuten abgeworfen worden sind? An allen Ecken und Enden brennt es. Viele Strassenzüge sind vollständig unpassierbar, weil sie durch den brennenden Teer

einem brennenden Fluss gleichen. Ueberall die brennende flüssige Benzin-Kautschukmasse der sogenannten Phosphorbrandbomben. Sie entzündete flächenhaft den Strassenteer, in dem die aus den Häusern flüchtenden Leute kleben blieben und jämerlich verbrannten. Andere Strassen sind durch riesige Schutthaufen und -mauern versperrt oder durch tiefe Trichter, die teilweise noch rauchen, teilweise von früheren Angriffen stammen und voll Wasser gelaufen sind. Dazu herrscht allenthalben ein Sturmwind, der seinesgleichen sucht (Feuersturm). Die Flammen erhitzten die Luft und trieben sie in die Höhe. Von der Seite wird die kühle Luft angesogen und wieder erhitzt. Der Sturm ist unvorstellbar. Ich wurde von ihm mehrmals zu Boden gerissen. Man kommt um eine Mauerecke und schon liegt man am Boden. Die Füsse werden einem buchstäblich vom Boden weggerissen. Radfahren ist unmöglich. Es wurde berichtet — wir selbst haben es nie gesehen — dass fliehenden Eltern kleine Kinder von den Händen gerissen und vom Sturmwind mit den emporzüngelnden Flammen fortgetragen wurden. Zahlreiche Strassenzüge und ganze Stadtviertel wurden unpassierbar, weil riesige Flammenbündel über die ganze Strassenbreite schlügen.

An ein Löschen wurde in diesen späten Kriegstagen nicht mehr gedacht, obwohl man sicher noch manches Haus hätte retten können. Die Leute waren zu übermüdet. Es war ihnen schliesslich alles egal. Sie wünschten nichts als nur das Ende, gleich wie es ausfiel. Man half den Verletzten, rannte, so lange man konnte, in die Wohnungen und warf aus den Fenstern, solange und soviel man konnte. Die ständige Angst und die furchtbare Uebermüdung waren zu gross, die Leute konnten einfach nicht mehr.

Vielfach wurden in der Nachkriegszeit Filme über Bombardierungen gezeigt. Solche Filme geben keinen Bezug von der grausigen Wirklichkeit. Während eines Angriffs konnte nicht mehr gefilmt werden. Die aufgebrachte Bevölkerung hätte die Film-

operateure wohl zerrissen. Solche Filme sind in der Regel erst Stunden oder Tage nach einem Angriff entstanden.

Wie die Zustände am Ende waren, soll noch die kurze Schilderung zeigen, wie meine Eltern damals lebten. In weitem Umkreis waren alle Häuser bereits unbewohnbar. Auch unser Haus war bis zum 1. Stock herab zerstört. Man schlief in Kleidern und mit den Schuhen im Bett. Wenn es regnete, wurde der Regenschirm über dem Bett aufgespannt, denn das Wasser lief durch die teilweise zerstörte Zimmerdecke. Während der letzten drei Monate sind meine Eltern nicht mehr aus den Kleidern herausgekommen. Wasser gab es kaum mehr. Es wurde in den weniger betroffenen und noch dichter bewohnten Stadtteilen mit den früher von den Strassenreinigern benützten Sprengwagen ausgeteilt. In den anderen Gebieten schöpfte man das Wasser, das sich in den Bombentrichtern gesammelt hatte. Licht gab es nicht mehr. Am Abend öffnete man die Ofentüre, das musste genügen. Kerzen waren zu schade und Mangelware. Man benötigte sie im Keller, um sie von Zeit zu Zeit anzuzünden und zu kontrollieren, ob noch genügend Sauerstoff im Raum war. Taschenlampenbatterien waren ohne gute Beziehungen nicht mehr aufzutreiben. So lebten meine Eltern von Neujahr bis Mitte März 1945. Dann gingen auch sie in einen der öffentlichen Bunker, weil es weitherum keinen Nachbarn mehr gab, der nach dem Angriff kontrollierte, ob sie eventuell verschüttet waren. Als sie am 16. März 1945 aus dem Bunker zurückkamen, stand auch der Rest unseres Anwesens in Flammen, aus dem nichts mehr, was nicht schon im Keller war, gerettet werden konnte.

Folgerungen

Wie inskünftig Angriffe sein werden, ist schwer zu sagen. Sicher nicht harmloser! Die damaligen Erfahrungen zeigten, dass man sich sehr wohl schützen kann und dass man sehr viel zu seinem eigenen Schutz lernen kann.

Die Amerikaner waren allgemein erstaunt, wie «gering» die Verluste an Zivilpersonen waren, wenngleich sie erschreckend hoch sind. Die Alliierten waren der Ansicht, dass wohl überhaupt niemand mehr leben könnte, nachdem derartige Mengen von Spreng- und Brandbomben auf ein Stadtgebiet abgeworfen worden waren.

Die Erfahrungen in Nürnberg dekken sich wohl weitgehend mit jenen, die in anderen Städten gemacht werden konnten, obwohl der Luftschutz nicht überall gleich organisiert war.

Zusammenfassend kann im Hinblick auf den Sanitätsdienst gesagt werden, schon in Friedenszeiten sollten folgende Vorkehrungen getroffen werden:

1. Schaffung von unterirdischen Räumen für Kranken- und Hilfskrankenhäuser, die als bombensicher anzusprechen sind, vorausgesetzt, dass sie nicht gerade von Volltreffern grössten Kalibers getroffen werden;
2. Bildung von Sanitätsabteilungen in allen grösseren Städten, die schon jetzt für ihren Dienst verpflichtet und auch ausgebildet werden müssen. Dazu Beschaffnahme von für den Sanitätsdienst geeigneten Motorfahrzeugen und Bereitstellung des benötigten Sanitätsgeräts und -materials. Unter Leitung eines Arztes einmal im Monat einige Stunden Ausbildung;
3. Einrichtung von Rettungsstellen vorsehen. Auch hier ist Material einzulagern und das nötige Personal zu verpflichten. Es soll schon jetzt unter Leitung der Aerzte geschult werden.

Das Wichtigste sind wohl geeignete Ausweich-Krankenhäuser, die weitab von den grossen Gefahrenherden, die die Grossstädte in einem Luftkrieg nun einmal sind, liegen müssen. Sie sind notwendig, um die Krankenhäuser innerhalb der grossen Gefahrenbereiche immer wieder entlasten zu können und vor allem auch, um den Verwundeten das Grauen vor weiterer Bedrohung durch Angriffe zu nehmen.

Militär-Märsche

Sortiment acht Schallplatten zusammen nur sFr. 10.-. Alle Schallplatten 45 Umdrehungen, 17 Zentimeter, fabrikneu, fehlerfrei. Bei Vorauszahlung portofreie Lieferung, sonst Nachnahme sFr. 14.-.

Klein, Steyr, Hafnerstrasse 4
Österreich

Ein ideales Geschenk

für Sammler und Liebhaber!

Gold- und Silbermedaillen berühmter Musiker. Derzeit sind lieferbar Medaillen von Mozart, Beethoven, Lanner, Strauss und Verdi. Preis pro Medaille: Gold (22 Gramm Münzgold) sFr. 200.-, Silber (16 Gramm) sFr. 20.-. Sofortige Lieferung (bitte gewünschte Medaillen angeben!) bei Vorauszahlung (bar im Brief oder Postanweisung) durch

Versand-Service, Wien XXI.,
Stammersdorferstrasse 133.